

1939 erwähnte Thomas Mann in einem Vortrag in New York, der später berühmt wurde, den ebenso berühmten Streit, den der Autor des „Königsbuches“ („Shahnameh“), der große persische Dichter Firdusi, mit dem Schah wegen des Goldes führte, das ihm für sein Gedicht versprochen, aber dann vorenthalten worden war. Der Vorgang selbst schien ihm den Dimensionen des epischen Werks angemessen.<sup>1</sup>

Ferner wissen wir aus dem Schulunterricht um den Disput zwischen den sieben griechischen Städten, die für sich beanspruchten, Homers Geburtsort zu sein. So bekannt, dass man sich kaum getraut, darauf hinzuweisen, ist schließlich die Vermutung, nicht Shakespeare, sondern der vielgelehrte Bacon sei der wahre Autor der weltberühmten Dramen. Und so geht es weiter. Michelangelo soll den Hammer gegen eine Statue erhoben haben, um sie zum Sprechen zu bringen, und die Frage, weshalb sich van Gogh das Ohr abschnitt, beschäftigt bis heute die Gemüter.

Tatsache ist, dass die Welt mit solchen Geschichten oder, genauer gesagt, Mythen schon immer knauserig umgegangen ist. Man pflegt sie wie alte Tempelruinen, was den Wert, den man ihnen beimisst, erkennen lässt.

Das ist, wenn man es in größerem Zusammenhang betrachtet, durchaus nicht zufällig. Man hat die Folklore mit gutem Recht als eine mit der Literatur, den Künsten, den Schulen und Akademien (nicht zu vergessen die berüchtigte amtliche Propaganda) konkurrierende Art der künstlerischen Weltschau gedeutet, und so sind auch diese vermeintlich naiven Legenden über Schriftsteller und Künstler ein gewiss zaudernder Versuch eines Teils der Menschheit, einen Platz an der aus dem Abstand so feierlich erscheinenden Tafel zu erhaschen, an der über Literatur und Kunst gesprochen wird.

Dabei handelt es sich – leider – um das Gros der Menschen auf dieser Welt. Es hat keinen Zugang zur Bildung, so dass es sich ein tief greifendes Verständnis für Bücher und Kunstwerke nicht zu erwerben vermag. Viele können noch nicht einmal lesen und schreiben. Alle aber wissen, dass auch diese erhabenen Gestalten, von denen überall geredet wird, Bewohner des Planeten Erde, also gewissermaßen Landsleute waren oder sind. Auch hat sich etwas herumgesprochen von ihren Werken und den Personen, die diese bevölkern. Man versteht zwar die Sprache, die an der großen Festtafel gesprochen wird, nicht genau, doch seltsamerweise fühlt man sich einigen der von diesen großen Gestalten geschaffenen Figuren nahe. Don Quijotes Narreteien sind einem nicht unverständlich, weil man darin etwas von der eigenen Schwärmerei wiederentdeckt. Agamemnons Sippe weckt Furcht, weil in der eigenen Familie wenigstens im Ansatz Ähnliches vorgekommen ist. Und des Prinzen Hamlets Wunsch nach Rache ist fast für jeden nachvollziehbar.

Sie müssen nicht die Worte verstehen, es reicht ihnen, von weitem etwas von den Worten, Geräuschen und vom Glanz der großen Tafel mitzubekommen.

Ein Glück, das Fest hört nie auf. Vor einiger Zeit war Dantes siebenhundertster Geburtstag zu begehen, in diesem Jahr der vierhundertste Geburtstag des Don Quijote, und in nicht allzu weiter Ferne, am 23. April 2016, jährt sich ebenfalls zum vierhundertsten Mal der Tag, an dem Shakespeare und Cervantes gemeinsam von dieser Welt Abschied nahmen.

Ängstlich also wartet der ungebildete oder wenig gebildete Teil der Menschheit ein Stück abseits im Schatten und fühlt sich immer wieder versucht, ein Wort in das Redegewirr hineinzuwurfen. Doch dies erscheint unmöglich, so dass man sich darauf beschränkt, im Halbdunkel schweigend seine Gedanken schweifen zu lassen. Und man stellt sich vor, wie die Maultierkarawane mit dem Gold, das der am Ende reuige Schah dem mit ihm im Streit liegenden Dichter Firdusi als Lohn zukommen lassen möchte, durch das eine Stadttor einzieht, während durch das andere Stadttor der Sarg des Dichters hinausgetragen wird.

Dergestalt vollzieht sich der noch nicht genau erforschte Prozess der anonymen Einmischung der breiten Menschheit in das große Abenteuer von Literatur und Kunst. So naiv das Verlangen nach Teilnahme auch erscheinen mag, es kommt tief von unten, also muss es auf einem Grund beruhen. Und nicht selten trifft ein tiefer Seufzer genauer als langatmige Exegesen.

Ist es der diffuse Wunsch, zu den Anfängen zurückzukehren, in eine Zeit, als der künstlerische Drang des Menschen noch im dunklen Uterus des Chaos brodelte? Das glaube ich nicht. Es ist wohl eher der Wunsch nach gutem Einvernehmen unter den Menschen.

2.

Gelegentlich kommt es vor, dass die Legenden über einen ungewöhnlichen Schriftsteller weit, sehr weit von der Heimat seines Volkes entfernt geboren werden. Dies ist dann besonders anrührend. Menschen, die nichts mit der fernen Heimat des Schriftstellers verbindet, die eine ganz andere Sprache sprechen, zerbrechen sich über ihn den Kopf oder lassen vielleicht auch ihrer Phantasie freien Lauf. So ist es mit Miguel de Cervantes geschehen. Nicht auf seiner Halbinsel, der Iberischen, sondern auf einer anderen, die wenig Ähnlichkeit mit dieser hat, dazu eher einen schlechteren als guten Ruf: in den Bergen des Balkan.

Seit langem schon geht in diesen schneebedeckten Gebirgen eine Legende um, die jener ein wenig ähnlich ist, auf die sich Thomas Mann bezieht. Man könnte von einer Kontroverse sprechen, einer Art Polemik nicht über die Herkunft des spanischen Genies und auch nicht über Urheberchaftsfragen, sondern über den Ort von

Cervantes' fünfjähriger Gefangenschaft. Hielt man ihn wirklich in Algier fest oder womöglich in einem Winkel des Balkan?

Das Schicksal inhaftierter Schriftsteller beschäftigte offenbar schon vor zwei Jahrhunderten die Phantasie der Menschen, obwohl jene, welche die Legende erschufen, damals noch Analphabeten waren. Im Osmanischen Reich war es ihnen untersagt, ihre Muttersprachen zu schreiben. Sie konnten keine einzige Seite von Cervantes lesen, und seinen Namen richtig auszusprechen, wäre ihnen schwerlich gelungen. Doch das hinderte sie nicht daran, vermittels einer Legende in den Streit über seine Gefangenschaft einzutreten, auch wenn sie diesen ganz anders führten als heutige Forscher und Gelehrte oder Amnesty International.

Vor ein paar Jahren hat ein albanischer Volkskundler, der auf mittelalterliche Legenden und Chroniken spezialisiert ist, in einer kosovarische Zeitung diverse mündlich überlieferte Geschichten über Cervantes veröffentlicht, um daraus die These abzuleiten, dieser sei anders, als bisher angenommen, nicht in Algier gefangen gehalten worden, sondern in einem Räubernest an der Küste im Grenzgebiet zwischen Albanien und Montenegro. Er stützt sich dabei auf die Berichte sehr alter Leute, in denen es um einen gelehrten Spanier geht, einen außerordentlich gelehrten sogar, einen von jenen, die Bücher schreiben, der sich vor sehr langer Zeit dort in Gefangenschaft befunden haben soll. Ob seiner Gelehrsamkeit hatte er zahlreiche Freunde im fernen Spanien, die Boten mit Gold schickten, um ihn freizukaufen. Auf albanisch heißt der Gefangene stets Servat, Servet oder ähnlich. Sämtliche Berichte treffen sich in diesem Punkt: dass der Gefangene ungemein gelehrt gewesen sei, und dass seine Freunde nichts unversucht gelassen hätten, ihn zu befreien.

Unser Forscher glaubt nun, Cervantes sei, vielleicht ohne es selbst zu wissen, auf dem Balkan gefangen gewesen, zumal die zerklüftete albanisch-montenegrinische Küste mit ihren Grotten und Höhlen sich bis heute hervorragend als Seeräuber versteck eignet.

Piraterie in großem Stil wurde dort von jeher betrieben, und die Schlauchboot-schmuggler von heute, ob nun Albaner oder Montenegriner, die davon leben, Drogen, Flüchtlinge und Prostituierte auf die andere Seite der Adria zu befördern, sind späte Vertreter der Heerschar von Freibeutern, die in dieser Ecke seit römischen Zeiten ihr Gewerbe ausüben.

In den Legenden der albanischen Greise kommt der Name des Seeräubers Arnaut Mami, der Cervantes, wie wir aus dem „Don Quijote“ wissen, gefangen nahm, nicht vor. „Arnaut“ oder „Arnavut“ ist das türkische Wort für „Albaner“, was den alten Leuten allerdings nicht aufgefallen zu sein scheint. In einer anderen Episode berichtet ein spanischer Gefangener davon, wie ihm, als „Arnaut“, d.h. als Albaner,

verkleidet, die Flucht glückt. Auch das kann den alten Männern, die den „Don Quijote“ ja nie gelesen haben, nicht bekannt sein. Dies macht sie, was den gefangenen Schriftsteller anbelangt, zu „unabhängigen Zeugen“, wie man es heutzutage ausdrücken würde.

Möglicherweise hat bei der Entfaltung des Disputs (wenn man der Entstehung der Legende einen vornehmen Namen geben möchte) Cervantes selbst die Finger im Spiel gehabt. Im „Don Quijote“ berichtet er über seine Gefangenschaft in Algier, erwähnt aber auch den Namen des Piratenkapitäns, der ihn gefangen nahm, nämlich Arnaut Mami, also den „Albaner Mami“. Haben wir es hier mit der beliebten Methode von Schriftstellern zu tun, Hintergründe zu vernebeln, oder wusste Cervantes womöglich gar nicht, wo man ihn festhielt? Es ist durchaus nicht von der Hand zu weisen, dass die Seeräuber, die schließlich für ihre Geheimniskrämerei berühmt waren, vor allem, wenn es um Schatzverstecke oder Schlupfwinkel ging, den Schriftsteller bewusst täuschten, ihm vorgaukelten, er sei in Algier, während sich sein Kerker tatsächlich in Albanien befand. Dann wäre es Cervantes, als man ihn gebunden in die Höhle an der Adriaküste brachte und später, als er freigelassen wurde, so ergangen wie seinem Helden Don Quijote, der gleichfalls ständigen Täuschungen über den Ort seines Aufenthalts unterliegt.

Jedenfalls sei in dicken Buchstaben angemerkt: Selbst wenn diese Geschichte gar nicht oder nur zum Teil stimmen würde, so wäre sie doch anrührend und bedeutsam, denn wie viele Schriftsteller können schon für sich in Anspruch nehmen, dass viele tausend Kilometer von ihrer Heimat entfernt des Lesens und Schreibens unkundige Greise die Erinnerung an ihren Namen und ihr Schicksal aufrechterhalten.

3.

Auf den ersten Blick mag es als wunderliches Spiel des Zufalls erscheinen, dass Cervantes ausgerechnet auf dem fernen Balkan der Phantasie der Leute Nahrung gibt. Als eine jener vielen Launen des Geschicks, welche den abenteuerlichen Weg der Menschheit begleiten. Sicher, es ist schon überraschend, dass die ungeschliffenen Bewohner dieser Halbinsel, die sonst eher zu handfesten Auseinandersetzungen als zum feinsinnigen Philosophieren neigen, Aufmerksamkeit auf das betrübliche Schicksal des spanischen Schriftstellers verwandt haben sollen. Doch betrachtet man den Vorgang aus einem anderen Blickwinkel, so kommt man zum gegenteiligen Schluss, und was bisher paradox erschien, erweist sich nun als logisch, ganz natürlich, fast schicksalhaft.

Zwischen den drei Halbinseln im Süden des europäischen Kontinents – der Balkanhalbinsel, der Apenninenhalbinsel und der Iberischen Halbinsel – besteht seit

Jahrhunderten eine geheime Vereinbarung. Was die literarischen Genies anbelangt, haben diese drei Halbinseln mindestens ein Drittel des Weltbestands hervorgebracht. Ich spreche von den homerischen Epen, der griechischen Tragödie, den lateinischen Dichtungen, Dante Alighieri und schließlich Cervantes. Nimmt man, gewissermaßen als vierte Halbinsel, England und Irland dazu, kommt man wahrscheinlich auf die Hälfte des Bestandes.

Diese Halbinseln weisen auch andere Gemeinsamkeiten auf, die nichts mit Kunst zu tun haben. Alle hatten engsten Kontakt mit Reichsgebilden, die dem einen eindrucksvoll, dem anderen furchteinflößend erscheinen mögen. Ganz oben auf dieser Liste steht der Balkan. Er hatte sich im Lauf der Geschichte gleich mit fünf Reichen herumzuschlagen: dem persischen, dem römischen, dem byzantinischen, dem osmanischen und schließlich dem sowjetischen. Dem monströsen Räderwerk endlich entronnen, waren die Völker völlig verschüchtert, und manche konnten sich bis heute noch nicht vom Alpdruck befreien. Die Apenninenhalbinsel brachte das Römische Reich und die lateinische Zivilisation hervor, wodurch ein kompliziertes Verhältnis zum restlichen Europa und zum Mittelmeerraum entstand. Nach dem militärischen, religiösen und kulturellen Abenteuer mit den Arabern entstand auch auf der Iberischen Halbinsel ein Imperium samt Begleitproblemen (die Rivalität mit England und Holland), bis etwas ganz Unerwartetes alles erschütterte: die Entdeckung Amerikas.

Es ist schwierig, wenn nicht gar unmöglich, sich auf dieser Welt einen Raum vorzustellen, der nicht von Eroberung bedroht wäre. Das gilt für Europa, diesen so blühend schönen wie als maßvoll geltenden Kontinent noch zehnmal mehr als für den Rest.

Überfälle gehören nach wie vor zu den Gepflogenheiten dieser Welt, und wenn Europa betroffen war, so erfolgte die Attacke gewöhnlich von Osten oder von den südlichen Halbinseln aus. Der Mongolensturm aus dem Osten verlief sich in den Weiten Russlands, der Angriff von Süden her war erfolgreich. Die Iberische Halbinsel fiel zuerst, doch den Rest Europas vermochte der arabische Vorstoß nicht zu erschüttern. Ein anderer Angriff, diesmal vom Balkan aus, nämlich der osmanische Vormarsch, drohte sehr viel schrecklichere Folgen zu haben. Nach der Vertreibung der Araber und der Entdeckung Amerikas schien es lange Zeit so, als ob Europa das, was es im Westen, auf der Iberischen Halbinsel und im Ozean dazugewann, im Osten, in den Bergen des Balkans, wieder verlieren würde. Oder, wenn man es anders herum sieht, die Verluste im Osten versuchte es im Westen zu kompensieren.

Für die Völker, die sich zwischen Rausch und Hagelsturm befanden, war es schwer, sich zurechtzufinden. Die Balkanbewohner litten erbärmlich unter den

Schlägen des Osmanischen Reiches, doch waren sie nicht selbst ein paar Jahrhunderte zuvor in ihrer Eroberungswut über die Gebiete hergefallen, aus denen nun das Unheil drohte? Oft haben die Völker auf den Halbinseln den anderen angetan, worunter sie selbst zu leiden hatten. Oft sahen sie sich am Boden, wenn es gar nicht stimmte, während sie sich umgekehrt oft als Sieger fühlten, wenn sie in Wahrheit auf den Knien lagen.

Inmitten dieses Hexenkessels, inmitten von trunkener Leidenschaft und kranken Visionen zeichnete sich vielleicht schattengleich bereits etwas ab, das nur darauf wartete, dem Nebel entrissen zu werden und endlich Gestalt zu gewinnen als ein Gast, der sich uns als Don Quijote de la Mancha vorstellen würde.

4.

Die Fahrten des Don Quijote, wie sie uns von Cervantes geschildert werden, entbehren aller Spuren dieser chaotischen Periode von Kriegen und Entdeckungen, obwohl sie mitten darin stattfanden. Niemand kann behaupten, dass der Verfasser der Chronik, Miguel de Cervantes, von dem ganzen kriegerischen Treiben unbetroffen gewesen wäre. Schließlich wurde seine eine Hand im Kampf verstümmelt, und allen seinen Bewunderern läuft noch heute ein kalter Schauer über den Rücken, wenn sie daran denken, dass es auch seine rechte hätte gewesen sein können, mit der er später den „Don Quijote“ schrieb.

Es gibt eine einfache Erklärung dafür, dass der „Don Quijote“ so gar nichts zu tun hat mit den großen Kriegszügen und Entdeckungsfahrten, bei denen Spanien in vorderster Reihe mitmischte: seine Abenteuer sind eher zu dem zu rechnen, was man als die inneren Reisen der Menschheit bezeichnen könnte.

Im hiesigen Teil des Erdballs ist man mit diesen Reisen, die nicht auf seiner Oberfläche stattfinden, sondern im Gehirn des Menschen, mittlerweile vertraut. Odysseus' Ausflug in die Unterwelt gehört genauso dazu wie jener des Aeneas, von dem uns Vergil berichtet, oder der berühmteste, den Dante unternahm.

Man kann nicht sagen, die Literatur stünde dem, was sich oben auf der Erde abspielt, gleichgültig gegenüber. Dennoch ist unschwer zu erkennen, dass ein anderer, geheimer Bereich, ein anderer, geheimer Kalender große Faszination auf sie ausüben. Allein schon das Wort „oberflächlich“ drückt aus, wo die Kunst ihre Präferenzen setzt.

Die Reise des Don Quijote gehört beiden Dimensionen an. Allerdings ist der äußere, oberflächliche Teil des Abenteurers, die Wanderung durch die Dörfer der Mancha, im Vergleich zu dem parallelen Vorgang, der sich in seinem Gehirn abspielt, ohne Bedeutung.

Wie hoch die Literatur diese innere Seite bewertet, wird deutlich, wenn wir zwei Reisen miteinander vergleichen, eine äußere und eine innere, beide mit Ausgangspunkt auf der Iberischen Halbinsel. Es geht um das Abenteuer des Cristóbal Colón, der Amerika entdeckte, und das Abenteuer des Don Quijote, der nichts entdeckte, außer vielleicht ein paar verrückten Träumen.

Beide Reisen fanden in etwa während der Periode der großen Entdeckungen statt. In der Geschichte der Menschheit war die Entdeckungsfahrt des Kolumbus fraglos das spektakulärere und nützlichere, also wichtigere Unternehmen. Unser Planet, die Erde, war plötzlich doppelt so groß wie vorher. Der Streifzug des Don Quijote hingegen brachte niemand Nutzen, er war ohne Frage die sinnloseste aller Reisen jener Zeit.

Dann allerdings geschah etwas Seltsames. Trotz ihrer gewaltigen Tragweite hinterließ die Reise des Kolumbus in der Weltliteratur keine wirklich nennenswerten Spuren. Die Wanderung eines Narren durch ein paar spanische Dörfer, die, wenn sie überhaupt je stattgefunden hat, niemand etwas einbrachte, schenkte der Menschheit dagegen eines der wichtigsten Werke der Weltliteratur.

Das erscheint wie ein Paradox, und sogar wie ein wiederholtes Paradox, wodurch es sich dann allerdings wieder aufheben würde.

Immer, wenn auf der Welt große Entdeckungen zu vermieden waren, prophezeite man, sie würden ganz sicher die Literatur verändern. Zum Guten oder zum Schlechten, aber eher zum Schlechten. Auf den naiven Kongressen der Schriftsteller der kommunistischen Welt, die sich (mit Komplexen beladen, weil sie immer fürchteten, für rückständig und provinziell gehalten zu werden) gerne als entschiedene Verfechter alles Modernen präsentierten, wurde verkündet, nun, da das Telefon und die Eisenbahn, vor allem aber das Flugzeug erfunden seien, würden auch die sowjetische, bulgarische oder albanische Literatur modern werden. Dem gleichen Irrtum erlag man aber auch anderswo, besonders, als man die Eroberung des Weltalls auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Als die ersten Menschen ihren Fuß auf den Mond setzten, übereignete man diesen Vorgang gewissermaßen offiziell den Dichtern. Viel Wind wurde gemacht, man bejammerte den angeblichen Tod der Poesie, doch am Ende erwies sich das ganze als lächerlicher Quatsch. Die Poesie ist so wenig gestorben wie nach der Erfindung des Webstuhls, der Feuerwaffen, der Druckerpresse, der Dampflokomotive, des Blitzableiters, des Kinos, des Bankkredit, des Fernsehens oder des Internets.

Bereits vor Jahrhunderten, wenn nicht Jahrtausenden hat die Literatur ihre Schutzmaßnahmen getroffen. Sie hat ihren geheimen Bereich und ihren geheimen Kalender geschaffen, die dem Zugriff aller Armeen und Regime, der Wirkung der

Erfindungen entzogen sind. Raum und Zeit, die unseren Verstand schlimmer foltern als alles andere, weil wir sie als endliche Wesen in ihrer Unendlichkeit nicht erfassen können, hat die Literatur ihren Gesetzen angepasst.

So geschehen unvorhersehbare Dinge. Der tollpatschige Don Quijote besiegt im Zweikampf Admiral Colón.

5

Odysseus erlebt sein Abenteuer auf und unter der Erde, Dante Alighieri das seine in der jenseitigen Welt. Die Wanderung des Don Quijote findet weder im Diesseits noch im Jenseits statt, sondern in einer verschwommenen Zwischenzone, die der Wahnsinn geschaffen hat.

Große Schriftsteller haben, einem Ruf aus ferner Vergangenheit folgend, oft dieses Itinerarium gewählt. So erlebt Joyce' Ulysses, der irische Jedermann Leopold Bloom, die zehnjährige Irrfahrt des Odysseus an einem einzigen Junitag im Dublin des Jahres 1904. Und nach einer neueren Interpretation ist Gogols Hauptwerk „Die toten Seelen“ nichts als eine Adaption des Danteschen Epos, mit einem Unterschied, dass der Held dort aus der Welt der Lebenden in die Hölle hinabsteigt, während Gogols in einen Pelz gehüllter Protagonist aus der Hölle heraufkommt, um in den frostigen Steppen Russlands Seelen einzusammeln. Und so grotesk Gogols Russland auch sein mag, so gleicht die Wanderung des Teufels dennoch auch jener des spanischen Hidalgo.

Dieser Interpretation, nach der „Die toten Seelen“ irgendwo zwischen Dante und Cervantes angesiedelt wären, hat sich die russische Kritik bislang nicht angeschlossen. Wahrscheinlich bleibt sie eine hübsche Blüte von Nabokovs Phantasie, ohne deshalb ihre Existenzberechtigung zu verlieren. Gleiches gilt für das, was sich die Greise des Balkan zum Ort von Cervantes' Gefangenschaft zusammengereimt haben. So ist es in der Welt der Literatur. In solchen Geistesblitzen, solchen Legenden sind oft merkwürdige Wahrheiten verborgen, die nicht in die beschlossene Ordnung der Dinge passen wollen.

Die Balkan-Legende von dem Genie aus einem fernen, unbekanntem Land stellt das Wesentliche in den Mittelpunkt: die Gefangenschaft. Viele meinen, unter den abnormen Lebensbedingungen im Gefängnis habe Don Quijote überhaupt erst Gestalt annehmen können.

Vor einem halben Jahrhundert schrieb der Spanier Salvador de Madariaga, Cervantes habe in der Haft am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutet „im Gewand des Sklaven ein König zu werden“. Madariaga wirft die Frage auf, ob „der Schlüssel zu seiner intimen Biografie“ nicht darin zu suchen sei, „dass er am Tag, als man ihn



aus dem Gefängnis holte, zwar die Freiheit gewann, aber das Gefühl seiner Souveränität verlor“.

Madariaga wird wohl recht haben mit seiner Annahme, Don Quijotes Doppelpersonlichkeit habe ihren Ursprung in Cervantes' Haftenerfahrung, kaum aber, wenn er meint, der geniale Autor sei nach der Befreiung aus dem Gefängnis in moralische Sklaverei geraten. Immerhin schrieb er den „Don Quijote“ – seine Freiheit, die Freiheit Spaniens und der Welt – nicht im Kerker, sondern draußen.

Wenn die Greise des Balkan auf einer Korrektur an Cervantes' Biographie beharren, so besteht die Gefahr, dass man ihr Anliegen wegen des schlechten Rufs der heutigen Balkanbewohner für eine der dort üblichen Narreteien hält. Diese Halbinsel ist bekannt dafür, dass man sich gegenseitig Epen, Helden und Dichter genauso wegnimmt wie Schafe und Weiden. Von diesem Verdacht sind die alten Leute auf jeden Fall freizusprechen. Das ist nicht ihre Absicht. Hier geht es um Geiselnahme. Um ein Verbrechen also.

Stellt sich die Frage, warum sie freiwillig die Verantwortung für eine solch schmachvolle Tat übernehmen. Darauf gibt es nur eine indirekte Antwort.

Die Greise des Balkan, obwohl Analphabeten, kannten sich immer schon aus in etwas, das man als Paraliteratur bezeichnen könnte. Sie wissen eine Menge über Reisen in die jenseitige Welt, über das Walten des Wahnsinns, über Flüsse, die in die Hölle hinein- oder aus ihr herausführen. Griechenland ist schließlich kaum tausend Meilen entfernt. Es ist ihr Gefühl, das ihnen sagt, dieser ausländische Schriftsteller müsse an den Küsten des Balkans, nicht Afrikas in Ketten gelegen haben. Auf dem Balkan gab es schon immer solche Geschichten über inhaftierte und verbannte Dichter, und im zwanzigsten Jahrhundert sind viele neue hinzugekommen. Sie betreffen Kroaten, Serben, Albaner, Montenegriner, Slowenen, Bulgaren, Mazedonier, Griechen und Rumänen. Es ist kein Zufall, dass man gerade im Machtbereich des totalitären Kommunismus die alte Legende vom gefesselten Genie in Erinnerung behielt.

6.

Weiter oben wurde die Meinung vertreten, die Reise des Don Quijote sei in erster Linie Bestandteil der geheimen Chronik der Menschheit. Um es genauer zu sagen: Betrachtet man die beiden Dimensionen der Reise des Junkers, so zeigt sich, dass die eine, konkrete, die Wanderung durch die armen Dörfer der glutheißen Mancha, gegenüber dem Streifzug durch den vom Wahnsinn grenzenlos geweiteten Raum seines Gehirns geradezu gewöhnlich erscheint. Der Autor spricht ironisch von einer ersten und zweiten „Ausfahrt“, womit er den kläglichen Charakter dieser Unterneh-

mung im Vergleich zu der anderen mit all ihren klingenden königlichen Namen, Kampagnen und Dynastien noch unterstreicht.

Mittlerweile hat Don Quijote noch eine ganz andere Ausfahrt unternommen, ein großes und sehr gefährliches Abenteuer: er trat von der Literatur hinüber ins Leben. In kurzer Zeit eroberten beide, das Buch und die Gestalt, Staaten und Kontinente, und der Ritter von der traurigen Gestalt gewann tatsächlich den Ruhm, von dem sein verwirrtes Hirn geträumt hatte.

Bevor ich auf diese letzte Ausfahrt eingehe, die schwierigste von allen, möchte ich eine Parenthese machen, ohne weit abzuschweifen: es geht um die Übersetzung des „Don Quijote“ in einem Land auf dem Balkan, in Albanien.

Als das Buch ins Albanische übersetzt wurde, existierte die Legende über den auf dem Balkan eingekerkerten spanischen Schriftsteller mindestens schon ein Jahrhundert. Was Thomas Mann über die großen epischen Dichtungen sagte, lässt sich manchmal auch auf große Übersetzungen anwenden.

„Don Quijote“ wurde in Albanien in einer von Fan S. Noli, dem Erzbischof des Landes, gefertigten Übersetzung veröffentlicht. Noli war nicht nur Bischof der albanischen Kirche, sondern auch Poet, Dramatiker und Ministerpräsident einer demokratischen Regierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Er befand sich in einem ständigen Krieg mit dem nachmaligen König der Albaner. Ihm war bewusst, dass gründliche Vorbereitungen nötig waren, um den späteren Monarchen von der Macht zu vertreiben. Um den Menschen, vor allem aber sich selbst, wie es scheint, Mut zu machen, übersetzte er Werke von Shakespeare, „Julius Caesar“, „Hamlet“ und „Macbeth“. Und siehe da, es gelang dem Bischof, den späteren König zu stürzen. Doch der kam wenig später zurück und stürzte den Bischof. Dieser musste aus seiner Heimat fliehen. Tief enttäuscht, begann er in seinem Zufluchtsland den „Don Quijote“ zu übersetzen.

In seinem noch immer gern zitierten Vorwort schrieb der Bischof, in Albanien werde man den „Don Quijote“ gewiss besser verstehen als in jedem anderen Land.

Man kann durchaus Analogien feststellen zwischen dem, was sich im 16. Jahrhundert zwischen Spanien und Amerika auf der einen und dem Osmanischen Reich und dem Balkan auf der anderen Seite abspielte, wenn auch im umgekehrten Sinne. Während Spanien sich das riesige Amerika unterwarf, wurde der Balkan von einem Reich gewaltigen Ausmaßes erobert. Es war in etwa so, als hätten sich die amerikanischen Indianer Spaniens bemächtigt.

Zwischen dem Osmanischen Reich und den Völkern des Balkans entwickelte sich ein abenteuerliches Verhältnis. Die Hohe Pforte verfügte über Hunderttausende hervorragender (d.h. gehorsamer, um nicht zu sagen, übergehorsamer) Soldaten,

doch fehlte es ihr an Offizieren. Sie war, wie es scheint, auf den balkanischen Irrwitz angewiesen. Jedenfalls rekrutierte die osmanische Armee ihre Eliteoffiziere vorwiegend auf dem Balkan. Diese Tradition wurde bis in unsere Tage hinein beibehalten, und wahrscheinlich erklärt sich daraus der laizistische Charakter der türkischen Armee.

Als das Riesenreich zerfiel, wurde der Großteil dieser Offiziere und der von ihnen kommandierten Söldner arbeitslos. Unser Bischof entdeckte eine Parallele zwischen den balkanischen Tagedieben und Don Quijote samt Sancho Pansa: anstatt neue Herausforderungen zu suchen, zum Beispiel in Amerika, trieb man sich herum und träumte von der Wiederkehr alter Zeiten.

Dass es auf dem Balkan von Don Quijotes wimmelte (und wimmelt), war für den Bischof unmöglich zu übersehen. Überall stößt man auf die Reste vergangener Reiche und Epochen, und das ist der beste Nährboden für solche Figuren. Der frischeste dieser Trümmerhaufen ist auch jetzt, im Jahr 2005, noch nicht abgetragen. Ich meine das, was vom kommunistischen Imperium übrig ist. So besteht wenig Hoffnung, dass die Don Quijotes bald von der Halbinsel verschwinden.

Wie bereits angesprochen, hat sich der albanische Erzbischof, der den „Don Quijote“ übersetzte, bewusst oder unbewusst mit dem Protagonisten des Buches identifiziert. Das ist ganz offensichtlich. Es geschah etwas, was in Übersetzungen nicht gerade üblich ist. Der Name eines abgelegenen Dörfleins in der Mancha wurde so selbstverständlich wie in einem Traum durch den Namen eines ebenso abgelegenen albanischen Weilers ersetzt.

Es wäre nicht übermäßig weit hergeholt, wenn auf dem Titelblatt der albanischen Ausgabe stünde: „Don Quijote von der Mancha, übersetzt von einem albanischen Bruder im Geiste“.

Natürlich entging den zahlreichen Feinden des Übersetzers im Ornat eines Erzbischofs nicht, wie sehr er sich mit dem verbitterten Helden identifizierte. Ein günstige Gelegenheit, den wichtigsten Gegner des Königs als Don Quijote abzuqualifizieren.

Dergleichen Beispiele gibt es genug. Es geht hier um ein weiteres Kapitel in der Geschichte der berühmten Gestalt: den Missbrauch ihres Namens. Nicht nur auf dem Balkan, sondern überall. Nicht nur im vergangenen Jahrhundert, sondern auch noch heutzutage

Kein politischer Clan, keine Partei, kein Führer, kein Staat, kein Verfechter einer Doktrin wird die Chance auslassen, seine Gegner als Don Quijotes abzustempeln. Siebzig Jahre lang haben die Kommunisten alle westlichen Politiker als Don Quijotes

diffamiert, und umgekehrt war es nicht anders. Auch heute gehen die Lager noch genauso miteinander um.

Don Quijote – jetzt nicht das Buch, sondern sein Held – ist weiterhin umgeben von Waffenklirren und irrem Geschrei. Traurig, wie diese „letzte Ausfahrt“ des Junkers enden musste. Auch auf dem Höhepunkt seines Ruhm bleibt er ein Verlierer. Ein Großteil von denen, die mit ihm verglichen werden oder andere mit ihm vergleichen, vor allem unter den Politikern, stecken selbst bis zum Hals in Laster und Verbrechen, sind Lumpen ohne einen Funken von der Würde und dem Edelmut, die den spanischen Hidalgo auszeichnen.

Es gibt keine schlimmere Schändung des Namens von Don Quijote, als wenn man ihn dazu benutzt, andere zu beschimpfen oder herabzusetzen. Seinen Gipfel erreichte dieser Paroxysmus, als ein brutaler und rückständiger Balkanstaat, der, verlumpt und abgerissen, wie er war, für sich in Anspruch nahm, die verlorene Ehre des Marxismus-Leninismus im planetaren Maßstab zu verteidigen, mit Don Quijote verglichen wurde. Der betreffende Staat ist die Heimat des Verfassers dieser Zeilen: Albanien.

Die Legende der des Lesens und Schreibens unkundigen Greise auf dem Balkan hat wahrhaftig prophetischen Charakter.

Der Missbrauch, der mit der Gestalt des Don Quijote getrieben wird, führt zu einem Thema zurück, die bekannt, aber noch lange nicht ausgestanden ist: zum Verhältnis zwischen Literatur und Leben. Das alte, vom Marxismus-Leninismus ausgeschlachtete populistische Klischee, wonach das Leben die Literatur hervorbringt und die Literatur das Leben widerspiegelt, scheint sich fürs Erste der kritischen Betrachtung entzogen zu haben.

Ein paar einfache Fragen genügen, um dieses Klischee zu erschüttern, wenn nicht gar zu Fall zu bringen. Wenn man behauptet, das Leben bringe die Literatur hervor, muss man zulassen, dass erst ein paar Dinge geklärt werden. Was versteht man überhaupt unter dem Begriff „Leben“ beziehungsweise, im gewöhnlichen populistischen Gebrauch, „Leben des Volkes“? Wenn man dazu neben der Summe der Ereignisse einer Epoche, ihrer elementaren wie alltäglichen Erscheinungen (wirtschaftlich, militärisch, politisch, kulturell, religiös, weltanschaulich usw.) auch das zählt, was sich im Gehirn eines Menschen abspielt, so ist die These vom Leben als der Mutter der Literatur zu akzeptieren. Wenn nicht, so ist sie hinfällig.

Wir haben gesehen, wie im Gehirn des Miguel de Cervantes ein imaginäres Geschehen, eine Art Vision oder auch Halluzination, den Sieg über das ganze Getöse seiner Epoche davontrug. Dem verdanken wir den „Don Quijote“. Andere Beispiele belegen ebenfalls, dass ein Teil, und zwar ein sehr vornehmer Teil, des Bestandes

der Weltliteratur wenig mit dem zu tun hat, was man gewöhnlich unter „Leben“ versteht. Das Leben, um das es hier geht, ist ganz anders, manchmal sind es die dunklen und manchmal die himmlischen Seiten, manchmal etwas, das dazwischen liegt, und gelegentlich befinden wir uns sogar im Grenzbereich zum Tod.

Leichter haben wir es mit der Frage, wie sich der Personenverkehr an der Schnittstelle zwischen Literatur und Leben vollzieht. Dank unserer Erfahrung mit Checkpoints, Zollstellen und Passkontrollen fällt es uns nicht schwer, uns einen Grenzübergang mit zwei Türen vorzustellen. Durch die eine begeben sich Personen aus dem Leben in die Literatur. Durch die andere gelangen Gestalten aus der Literatur ins Leben. Der erste, oft benutzte Durchgang ist breit und bei Tag und Nacht geöffnet. Die zweite Tür ist nicht nur schmaler, sondern öffnet sich auch viel seltener. Sehr selten sogar.

Durch diese schmale Tür kam Don Quijote in die große, laute Welt.

Das Phänomen ist mittlerweile bekannt. Das Leben hat der Literatur eine schier endlose Zahl von Protagonisten geliefert, doch auch die Literatur hat dem Leben stets etwas zu geben gehabt.

Noch immer lässt sich allerdings kaum erklären, nach welchen Gesichtspunkten die Menschheit diese ungewöhnlichen Gäste auswählt. Sie nimmt sie auf und in Besitz, integriert sie, wie man heute sagt, doch wie es nun einmal zu den Regeln dieser Welt gehört, verlangt sie dafür auch einen Preis. Dieser Preis ist das Recht, re-tuschierend auf die Geschöpfe der Schriftsteller einzuwirken.

Auf den ersten Blick scheint die manchmal jahrhundertlange Mitwirkung der gesamten Menschheit an der Formung einer literarischen Figur für einen Autor durchaus ehrenvoll zu sein. In solchen Fällen kann von einer kollektiven Autorenschaft gesprochen werden.

Aber nicht jeder ist darüber begeistert. Vor annähernd zwei Jahrhunderten hat sich Friedrich Schiller gegen eine solche Teilnahme ausgesprochen. Er meinte, der Chor in der antiken griechischen Tragödie diene als Schutzwall gegen Eingriffe der Zuschauer.<sup>2</sup> Stellvertretend für das Publikum, gleichsam als Sachwalter der öffentlichen Meinung, kommentierte der Chor, was sich auf der Bühne abspielte, und entzog so den Zuschauern das Recht, an die Vorstellung mitzuwirken. Ohne diese Schutzmaßnahme hätten sich die griechischen Zuschauer, wie es am Anfang auch häufig geschah, lautstark auf der Bühne eingemischt und damit das Theater zerstört. (Die zerstörerische Wirkung des Populismus auf die Kunst war den kommunistischen Regimen wohl bekannt, deshalb machten sie ihn sich hin und wieder zunutze, etwa während der berüchtigten Kulturrevolution in China.)

Es ist also, wie gesagt, schwer, die Kriterien zu ermitteln, nach denen literarische Figuren ins „richtige Leben“ übernommen werden. Warum sind Faust, Macbeth, die Brüder Karamasow, Oedipus, Ajax, Agamemnon, Josef K. oder Leopold Bloom, obgleich bedeutende literarische Gestalten, nicht ins Leben getreten? Warum, im Falle des Faust, nicht er, sondern Mephistopheles? Und warum nicht Macbeth, sehr wohl aber seine Frau, Lady Macbeth, und zwar mit beiden Beinen? In den letzten Jahren hat sie vor allem in den Ländern des ehemaligen kommunistischen Imperiums ein spektakuläres Comeback erlebt, und zwar als Vergleichsfigur für die Gattinnen einiger kommunistischer Tyrannen, etwa Maos Frau Chiang Ching in China, Ceaucescus Frau Elena in Rumänien und Nexhmije Hoxha, die Frau des albanischen Diktators.

Man könnte weiter nach Gründen für die zögerliche Haltung gegenüber Gestalten wie Achilles, Odysseus, Dantes Beatrice, Hamlet, Emma Bovary oder Anna Karenina suchen, verglichen mit dem geradezu triumphalen Erfolg, den Jago oder das Liebespaar Romeo und Julia hatten. Irgendwie merkwürdig auch der Status von Faust und Don Juan. Beide durchwanderten, dem Leben entsprungen, die Literatur, doch dann erlebten sie ein ganz unterschiedliches Schicksal: der eine blieb Gefangener der Literatur, während der andere, trotz aller Bemühungen von Byron, Molière und Mozart, ihn für immer in die Kunst zu bannen, ins Leben zurückkehrte, wo er weit populärer geworden ist als in jener anderen Welt.

Die berühmtesten unter all den Grenzgängern sind Prometheus und Don Quijote, obwohl sie auf ganz unterschiedliche Weise des Glücks oder Unglücks der Popularität teilhaftig wurden. Die gesamte Menschheit hat an ihrer Gestaltwerdung mitgewirkt, und dieser Prozess ist, wie es aussieht, noch lange nicht abgeschlossen. Prometheus hat davon profitiert. Don Quijote war der Verlierer.

Dafür gibt es eine einfache Erklärung: der Prometheus der Legende und des „Vaters der Tragödie“, Aischylos, war ein anderer als der, den wir heute kennen. Die Gestalt wurde im Laufe der Jahrhunderte von der Menschheit umgeformt. Sie gewann an Heroismus hinzu, während ihr Zaudern, ihre Zweifel, ihr Kompromissler-tum allmählich verblassten. Die gesamte Menschheit war an der Veredelung der Figur beteiligt, und wie wir sehen, hat sie erreicht, was sie wollte. In seinem zweitem, alltäglichen Leben ist Prometheus ein ganz anderer als in der Kunst.

Don Quijote widerfuhr, wie oben dargelegt, das Gegenteil.

Man hat seinen Name in den Schmutz gezogen und ihm auf die niederträchtigste Weise die Ehre abgeschnitten, weit schlimmer als damals in den Gasthäusern Spaniens.

Sein Schicksal beweist, dass auf unserem Planeten ein viel zu raues Klima für so edle und empfindsame Naturen herrscht. Wenn sie die Literatur verlassen wie ein Säugling den warmen Bauch der Mutter, kann dies dramatische Folgen haben.

Wir müssen diese große Gestalt der Menschheit schützen. Dafür existiert noch kein geeigneter Mechanismus, ja, noch nicht einmal das Bewusstsein für seine Notwendigkeit. Die Forderung danach mag so lebensfremd erscheinen wie vor ein paar Jahren noch der Appell zum Schutz der Umwelt. Wie die Idee der Menschenrechte, die Don Quijote selbst vor vierhundert Jahren in Worte fasste.

Wenn es so wäre, dann umso mehr!

Ismail Kadare

Paris, 7. März 2005

© der Übersetzung: Joachim Röhm

---

<sup>1</sup> Gemeint ist ein Vortrag unter dem Titel „Die Kunst des Romans“, den Thomas Mann 1939 vor Studenten der Universität Princeton, New Jersey, hielt. Er ist enthalten in Thomas Mann: Gesammelte Werke Bd. 10, Frankfurt 1960. Dort heißt es: „Das ist eine Anekdote aus der Welt der Epik, eine großartige Anekdote. [...] Das epische Werk, une mer à boire, ein Wunder von Unternehmen, in welchem Massen von Leben, Geduld, innigem Kunstfleiß, einer ausharrenden, die Inspiration täglich erneuernden Treue investiert werden, - mit seinem gigantischen Miniaturismus, der auf das einzelne vergessen zu sein scheint, als sei es ihm alles, und dabei das Ganze unerschütterlich im Auge behält, - dieses hab' ich im Sinn, da ich vor Ihnen über die Kunst des Romans sprechen soll; an Firdusi und sein fabelhaftes Königsgedicht muss ich dabei denken und auch daran, dass er das Honorar verschenkte, weil man ihm seine Verse nicht mit Gold, sondern mit Silber aufwog.“ (S. 354)

<sup>2</sup> „Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt – und wenn derselbe auch nur dazu diene, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.“ Friedrich Schiller: Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie (Vorrede zur „Braut von Messina“)